

Nr. 103. Bydgoszcz/Bromberg, 7. Mai 1938

Im Kino fing es an..

Roman von Hugo M. Kritz.

(8 Fortsetzung.)

Sie öffnete den Mund, ließ Rauch aufsteigen. Es kommt auf die Worte an, die in die falsche Richtung gehen. So:

„Jedenfalls eine überraschende Karriere eines kleinen Buchmachers."

Er sah sie erstaunt an. „Und? Ich habe immer schon Börsengeschäfte gemacht. Damals allerdings kleine. Siehst du darin etwas Ehrenrühriges?"

„Darin nicht", erwiderte sie mit Betonung, „aber —", sie klopfte mit ihren langen dünnen Fingern die Zigarettenasche in einen Blumentopf, — „findest du nicht, daß du eigentlich recht häufig in die Schweiz fährst?" War es möglich, daß er sie für so dumm hielt? Daß er ihr diesen albernen Vorwurf tatsächlich glauben würde? Natürlich wußte sie, daß seine Reisen in die Schweiz völlig harmlos waren. Immerhin war Kilian reichlich erstaunt über die lächerliche Anklage. Und dann fühlte er eine große Erleichterung. Jetzt Vorsicht, dachte er, und alles geht gut. Er hatte das Gefühl, als fiele eine schwere Kette von ihm ab. Er beeilte sich jetzt auch nicht mehr, ihre Anschuldigung zu entkräften. Mochte sie doch denken, daß sie ihn in der Hand hatte!

Er sagte nur: „Meine Reisen nach der Schweiz waren durchaus geschäftlich."

„Vielleicht wirst du Gelegenheit haben, an einem anderen Ort darüber Auskunft zu geben." Sie stand auf. Sie sagte scharf: „Du weißt, daß ich kein kleines, weinendes Mädchen bin, das sich widerstandslos in die Ecke stellen läßt. Du mußt ab heute damit rechnen, daß ich dir Schaden zufügen werde, wo ich nur kann. Rümpf ruhig die Nase. Ich bin kein edler Ritter, ich bin eine Frau. Ich kämpfe mit den Mitteln, die mir zur Verfügung stehen. Du hast das ganze Gewicht deiner männlichen Überlegenheit. Setz dich zur Wehr, wenn du kannst."

Schall und Rauch, dachte er fast vergnügt. Bluff.

Er nahm seinen Mantel über den Arm, griff nach Hut und Handschuhen. „Zehn Jahre Zuchthaus wegen Aktienschmuggels" sagte er lächelnd. Ein bitteres Los. Aber tue, was du nicht lassen kannst. Es ist doch zwecklos, ewig im Kreise zu reden. Wenn du ruhiger geworden bist, wirst du gewiß anders über alles denken. Und noch eines, Manja. Was auch geschehen sein mag, sei mir nicht böse. Ich bin jederzeit für dich da, wenn du den Rat oder die Hilfe eines Freundes brauchst. Leb wohl, Manja."

Sie wandte ihm den Rücken zu, trat vor den Spiegel und befingerte ihren Verband.

„Willst du dich nicht von mir verabschieden, Manja?" fragte er leise.

Über die Schultern sagte sie wie zu einem lästigen Hund: „Geh doch schon!"

Er schloß behutsam die Tür hinter sich, sie hörte seine Schritte auf dem Korridor verhallen . . .

Sie öffnet den Mund zu einem lautlosen Lachen. Wie ein Fieber glühte der heimliche Triumph in ihr. Mit weiten Augen starrte sie in den Spiegel. Das bin ich. Wie unwirklich, dieses Gesicht. Es ist mein böses Ich. Das Gute ist erloschen, mit Fäusten zerschlagen und Füßen getreten. Meine Augen, meine Lippen, meine Zähne und hier diese Hände: das bin ich nicht. Das ist mein Haß.

4.

Als Leonhard von Schippenheil in seinem Hotelzimmer erwacht war, geblinzelt, gegähnt und sich gereckt hatte, stand er auf, holte das Telephonbuch vom Schreibtisch. stellte den Apparat auf den Nachttisch und kroch wieder unter die Decke.

Es gab nur einen Schippenheil in dem großen dicken Buch, dafür standen gleich sechserlei Nummern unter dem Namen, Verwaltungsbureau, Versuchsanstalt, Nachtanschluß — darüber glitt der Finger ohne Aufenthalt hinweg und machte ganz unten halt, da stand: Schippenheil, Vinzenz von, Privatwohnung, Nikolassee.

Es meldete sich zunächst eine subalterne weibliche Stimme. Leonhard fragte, ob Herr von Schippenheil zu Hause wäre. Er war entschlossen sofort anzuhängen, wenn die Frage bejaht wurde. Aber wie zu erwarten war, hieß es, Herr von Schippenheil sei bereits fort und in der Versuchsanstalt zu erreichen. Klar, daß der alte Schuhu um zehn längst an der Arbeit war. Aufgeräumt verlangte Leonhard das gnädige Fräulein zu sprechen. Stille trat ein. Dann fragte eine arme verwirrte Stimme: „Wen bitte?"

Leonhard lachte: „Ich meine Fräulein Tutti."

Die Stimme erlaubte sich ein distanziertes kleines Gelächter. „Augenblick, bitte."

Leonhard steckte einen Fuß unter der Decke hervor, hob ihn hoch, sah ihn aufmerksam an und ließ ihn wieder verschwinden. Wo das gnädige Fräulein so lange bleibt. Spielt vielleicht gerade mit ihren Puppen! Er summte eine Melodie. Ein Getrappel kam heran, begleitet von einem offenbar erregten Selbstgespräch. Und viel Gepolter. Man konnte sich vorstellen, wie das gnädige Fräulein auf einen Stuhl krabbelte und mit beiden Händen nach dem Hörer griff.

„Onkel Leonhard!" rief sie sofort, und so laut, daß es ihm das Trommelfell durchbohrte.

„Donnerwetter", sagte er „woher weißt du denn, daß ich es bin?"

„Weil mich sonst keiner anruft!" schrie sie. Gehen wir wieder spazieren, Onkel Leonhard?"

„Na klar", er legte sich in die Kissen zurück, „wie könnte ich denn in Berlin sein, ohne mit dir spazieren zu gehen."

„Hast du mir was mitgebracht, Onkel Leonhard?"

„Wirst schon sehen. Ist Fräulein Henriet noch bei euch?"

„Ja, sie sitzt auf der Veranda und stopft Strümpfe."

„Ich lasse sie grüßen und bin in einer Stunde bei euch. Dann gehen wir spazieren. Und nichts dem Papa sagen, du weißt —"

„Ich sag' schon nichts!"

„Also —"

„Auf Wiedersehen, Onkel Leonhard." — —

Zuerst aber hatte Leonhard noch einen Besuch zu machen. Hätte er nicht den Brief dieser russischen Dame in der Tasche, er würde sich wahrscheinlich gar nicht weiter um die Sache gekümmert haben. Dann hätte ihm das hübsche schwarze Mädchen eben einen amerikanischen Film erzählt. Hübsche Mädchen dürfen alles, in solchen Dingen war er tolerant. Aber, so merkwürdig es auch erschien, es sprach viel dafür, daß sie ihm die Wahrheit erzählt hatte. Ein solches Mädchen log nicht. Ihr zuliebe mußte er denn auch irgend etwas unternehmen.

Was ihn persönlich betraf, er fand nichts so langweilig wie geheimnisvolle Affären. Er hatte herausgefunden, daß es ja auch immer nur die menschlichen Leidenschaften waren, und die am wenigsten edlen sogar, die im dunklen Netze spannen, die Dinge vernebelten und die Wahrheit verhüllten. Was ihn betraf, er betrachtete die Wahrheit ungefähr so wie das Brandenburger Tor: als etwas Selbstverständliches, das unvermeidlich vorhanden war und das man viel besser einfach durchschritt, als auf krummen Wegen zu umgehen versuchte. Für ihn war Kriminalität ins Brutale übertragene menschliche Dummheit. Er hatte nur einmal einen englischen Kriminalroman gelesen und seine Meinung bestätigt gefunden, obwohl er fast dabei eingeschlafen war. Es war natürlich Ansichtssache, aber er fand eine Schwertfischjagd ungleich aufregender, elementarer und hinreißender als den welterschütterndsten Dokumentendiebstahl. Er liebte ja Abenteuer ganz und gar nicht, und nur darum erlebte er soviel Abenteuer. Immer aber erlebte er sie nur mit Widerwillen und mit dem innigen Wunsch, in Frieden gelassen zu werden. Und er fürchtete ehrlich, daß ihn in der Kaiserallee ein Abenteuer erwartete, das vielleicht viel Scherereien nach sich zog und ihm die Freude an Berlin verdarb. Viel lieber wollte er nach langer Zeit in Cafés sitzen, Zeitungen lesen und hübsche Frauen betrachten. Aber das Schicksal grollte ihm . . .

Kilian war soeben erst aus dem Grunewald heimgekommen, hatte den Wagen in die Garage bugsiert und eilte trällernd die Treppen zum Haus empor. Er war mit sich und der Welt durchaus einverstanden. Immerzu wolkenlosen Himmel konnte es natürlich nicht geben, das sah er ein. Zum Beispiel die sogenannte Liebe. Seit Homer dreht sich alles um die Liebe. Wie unverständlich. Wäre Manja bloß etwas vernünftiger, man könnte glänzend mit ihr auskommen. Aber Frauen wollen niemals eine Auge zudrücken — wenn sie nicht gerade müssen. Es macht ihnen Freude, wenn sie übelnehmen können. Aber wie dem auch sei. Ich werde ihr tausend Mark schicken und Blumen. Dann ist die Sache erledigt.

Er hing Rock und Hut in der Halle auf, rieb sich wohlgemut die Hände und trat durch die Schiebetür in das große Zimmer.

Es roch muffig und nach kaltem Rauch. Er öffnete sämtliche Fenster und ließ Luft herein. Er ging unschlüssig einigemal auf und ab, es fiel ihm nämlich gerade ein, daß er die tausend Mark, die er Manja als Abschiedsgabe übersenden wollte, gar nicht besaß. Es mußte zwar nicht sein, aber es wäre doch eine elegante Geste, und er hatte eine Schwäche für Eleganz in jeglicher Gestalt.

Er stand vor dem hölzern lächelnden Mohren und trommelte gegen das blecherne Tablett. Warum lieben uns die Menschen, von denen wir nicht geliebt werden wollen? dachte er: weißt du das, Ali Baba? — Der Mohr war dumm und wußte es nicht.

Der Hausmeister mit dem alten Mausegesicht erschien in einer vormittäglichen, verwaschenen Arbeitsjacke und sagte, draußen stünde ein Herr.

„Hat er seinen Namen nicht genannt?"

Der Alte hob die Achseln hoch und machte ein zweifelndes Gesicht: „Ich habe Schippenheil verstanden. aber es war nicht Herr Vinzenz."

Kilian stand unbeweglich. Im Halse spürte er das aufgeregte Pochen des Blutes.

Der Hausmeister fuhr fort: „Er hat zuerst nach Frau Stojowski gefragt. Dann wollte er den gnädigen Herrn sprechen."

Seine Augen war schwach vom Alter, aber es schien ihm, als wäre das Gesicht seines Herrn so weiß wie Kreide. Aber darauf konnte er nicht achten, denn sein Verstand, der sich nur mühsam wie ein verrostetes Getriebe in Gang setzen konnte, war soeben zu einem bemerkenswerten Ergebnis gekommen. Er sagte mit einer brüchig-hohlen Stimme: Es kann nur der junge Herr Leonhard sein. Andere Schippenheils gibt es nicht, gnädiger Herr."

Die Logik war einwandfrei, denn wenn er auch nicht viel wußte, über die Schippenheils wußte er Bescheid wie kein zweiter.

Kilian überlegte fieberhaft. Aber nichts fiel ihm ein. Da stand dieser Greis und sah ihn an. Schlag du ihn doch tot! schrie ein wahnsinniger Gedanke in ihm dem Diener zu, du mußt ja doch bald sterben. Kilians Lippen bebten: „Ich bin nicht zu Hause. Er soll nachmittag anrufen."

„Ist recht", sagte der Alte und wandte sich zur Schiebetür.

„Nein!" rief Kilian in plötzlichem Entschluß. „Er soll hereinkommen."

„Ist recht, gnädiger Herr."

Kilian zündete sich eine Zigarre an, er brauchte Halt und eine Maske. Es ging um alles.

Leonhard dachte, als er eintrat: Ich darf mich nicht lange aufhalten, ich muß Tutti abholen.

Er verbeugte sich und sagte: „Entschuldigen Sie, daß ich Sie störe. Ich möchte Sie um eine Auskunft bitten."

Ein liebenswürdiger und verbindlicher Mann war dieser Herr Kilian. O, gern. Nehmen Sie doch bitte Platz."

Sie setzten sich. Kilian rauchte und betrachtete Leonhard durch die Wolken hindurch mißtrauisch, mit Angst und Neugierde. Er kannte ihn nur aus Schilderungen von Vinzenz und war überrascht, keinen verlotterten Vagabunden vor sich zu sehen, sondern einen gewandten und kultivierten Menschen. Vinzenz besaß keine Menschenkenntnis, das war oftmals bewiesen. Dieser Gedanke war völlig nebensächlich. Vor ihm saß der einzige Mensch auf der großen weiten Erde, den er zu fürchten hatte.

„Es handelt sich darum", sagte Leonhard, „daß ich von Ihnen gern hören möchte, ob Sie eine Dame namens Stojowska kennen."

Kilians Herz stand still. Er riß sich zusammen. „Doch", sagte er, „ich bin mit ihr sogar befreundet."

„Ah", machte Leonhard mäßig erstaunt. „Und — Sie können mir nicht sagen, wo ich die Dame erreiche?"

„Sie wohnt Bismarckstraße 102. Sie ist aber zur Zeit verreist."

„Seit wann, bitte?" fragte Leonhard etwas zu schnell.

Kilian war auf der Hut. „Sie ist heute morgen abgereist", sagte er. „Wenn ich nicht irre, nach Italien."

Die Auskunft befriedigte Leonhard. Er blickte mit gerunzelter Stirn auf ein Gemälde an der Wand. Es zeigte einen merkwürdigen Mann mit altmodischem Zylinder und kurzer Pelerine. Ein Renoir, dachte er.

„Wäre es Ihnen vielleicht möglich mir zu sagen, ob die betreffende Dame rothaarig ist?"

Kilian tat überrascht. Er wußte jetzt aber, daß Manja bereits lange am Werk war, ihn zu vernichten, während er eben noch geglaubt hatte, ihre Trümpfe zu erkennen. Denn wie kam dieser elende Leonhard hierher? Und warum fragte er nach der Haarfarbe? Er kannte sie demnach noch nicht persönlich, und noch wußte er auch nicht, wem er jetzt gegenübersaß.

„Die Dame ist rothaarig", sagte Kilian. „Warum fragen Sie?"

Zugleich aber sah Kilian doch auch, wie uninteressiert Leonhard seine Fragen stellte. Kilian bekam wieder etwas Luft, denn es war klar, daß Leonhard völlig ahnungslos war. Man muß durch Vertrauen bluffen, dachte Kilian. Es gelang ihm ausgezeichnet.

Leonhard lachte. Er fand, daß Kilian ein gutes Gesicht hatte, und darin irrte er gar nicht einmal. Er irrte nur insofern, als er voreilig nach dem Gesicht den Charakter abschätzte.

Die Sache ist so", sagte Leonhard, während er unverwandt auf den Renoir an der Wand blickte. Ich hätte gestern abend eine Unterredung mit der Dame haben sollen. Ich hatte aber vorübergehend die Adresse verloren und konnte das Haus nicht finden. Darum kam ich erst heute. Ich —"

„Augenblick", unterbrach ihn Kilian und konnte seine Erregung kaum verbergen. „Sie hätten diese Unterredung hier in diesem Hause haben sollen?"

Leonhard nickte.

(Fortsetzung folgt.)

Die schweigsame Fahrt.

Erzählung von Wolfgang Federau.

Herr Gralath beachtete den Gruß seines Fahrers nicht, der bereits wartend neben der geöffneten Wagentür stand. Sein Gesicht war wieder etwas sehr rot, wie immer, wenn er sich geärgert hatte, und das „Bitte", mit dem er seiner Frau in den Wagen half, war kurz und eher grob als eine Höflichkeit.

Eva, seine Frau, hatte sich besser in der Gewalt. Sie lächelte leise und nickte dabei dem Fahrer auf eine halbvertraute Art zu, so als ob sie sagen wollte: „Sehen Sie — so ist er nun, mein Mann. Jede Geringfügigkeit bringt ihn gleich aus dem Häuschen."

Der Fahrer kletterte auf seinen Sitz, nicht ohne noch vorher einen raschen Blick auf die Uhr geworfen zu haben. Zehn Minuten bis acht, ein bißchen knapp, aber was tat es — er würde es schon schaffen! Der Motor sprang an. Der Mann wußte, wohin es ging. Gegen Mitternacht, wenn die beiden nach der Oper noch irgendwohin fuhren, um eine Kleinigkeit zu essen, dann würde auch Herr Gralath wieder lächeln, dann würden sie versöhnt sein, die beiden — es war alles nicht schlimm, es ging alles vorüber.

Vorläufig freilich sah es nicht danach aus. Die beiden saßen in dem verdunkelten Wagen, es war bitter kalt draußen und keineswegs warm im Wageninnern. Aber jeder lehnte in seiner Ecke. Eva kuschelte sich nicht wie sonst eng und zärtlich an die Seite des Mannes, nein, das tat sie nicht, dazu war sie nun doch zu stolz, und daß er oben, vorhin, wieder einmal so jähzornig geworden war, nur weil sie sich beim Ankleiden ein bißchen Zeit gelassen hatte, das konnte sie so schnell nicht vergessen. Und so blieb ein leerer Raum zwischen ihnen. Sie wollte diesmal nicht die erste sein, die nachgab.

Nicht einmal von den Kindern haben wir uns richtig verabschiedet, dachte sie. Es tat ihr weh — die Kinder, die waren ohnehin immer traurig, wenn die Eltern abends ausgingen. Richtig verlassen kamen sie sich vor, obgleich doch das Mädchen da war und ihnen wahrlich nichts geschehen konnte.

Ach, Martin, dachte die Frau, manchmal machst du mir richtig Kummer. Wie kann ein Mann, wie kann ein Mensch in deiner Stellung sich durch solche Kleinigkeiten immer so rasch aus der Fassung bringen lassen? Es ist das alles doch diese Aufregung nicht wert! und du weißt es ja auch, und du schämst dich nachher, ich habe das oft genug gemerkt. Wie viel netter könnte alles sein, wenn du dir nicht immer so nachgeben, wenn du dich nur ein bißchen mehr in der Gewalt haben wolltest!

Das also dachte sie — es war ja nicht das erste Mal, daß sie so schweigsam nebeneinander saßen, und ganz gewiß würde es nicht das letzte Mal sein. Er änderte sich nicht mehr, damit mußte man sich nun langsam abfinden.

Sie wandte ihr schönes, klares Antlitz dem Manne zu, traurig noch und doch schon mit einer leisen Hoffnung, einer schüchternen Erwartung. Würde er nicht endlich dieses gräßliche Schweigen brechen? Ein paar Worte sagen, einige wenige Worte nur? Etwa so: daß es ihm leid tue, das vorhin diese lärmende Auseinandersetzung.

Aber der Mann rührte sich nicht, und er öffnete nicht den Mund, um die paar kargen Worte zu sagen. Nein, er saß da, unbewegt wie ein Felsblock, er war ein schwieriger Mann und würde es bleiben, sicherlich. Sie sah sein Gesicht, es lag im Schatten, sie konnte kaum die Umrisse erkennen. Aber dann und wann fiel das Licht einer vorübergleitenden Straßenlaterne auf dieses Gesicht, das sie doch liebte, das sie so gut kannte, und dann schien es ihr, als wäre mehr darin und anderes darin als nur Zorn und Trotz und Starrsinn: eine sehr große Müdigkeit, die es schlaff machte und verzagt.

Sicher hat er wieder geschäftlichen Ärger gehabt, überlegte sie. Und es ist ja auch nicht leicht, ich verstehe das gut, so viel Verantwortung und immer mal einen bösen Rückschlag, ein Verlustgeschäft. Ich weiß das ja, und ich will auch nicht ungerecht sein. Aber immerhin . . .

Sie blickte durch das Fenster. Da war, an einem Uhrmacherladen, eine Reklameuhr, schnell kam sie näher, schon war sie vorbei und irgendwo hinten hinabgetaucht ins Wesenlose. Aber der kurze Augenblick des raschen Vorübergleitens hatte genügt: Es war vier Minuten bis acht, gleich mußten sie da sein. Na, also! dachte die Frau befriedigt. Wir kommen ja zur Zeit. Wozu war also das alles?

Aber sie mochte nicht in dieser Stimmung das Opernhaus betreten. Sie hatte sich so sehr auf diesen Abend gefreut, es wäre doch Unsinn, ihn sich durch solche Lappalien zerstören zu lassen.

„Gut, entschloß sie sich mit einem verzagten Lächeln, ich will also wieder einmal die Klügere sein, will nachgeben, wie ich es immer getan habe. Obwohl es natürlich falsch, grundfalsch, eigentlich eine Demütigung ist. Aber er soll wieder gut sein, er soll wieder nett zu mir sein, ich möchte es so gern . . . Und sie streifte den linken Handschuh ab, tastete mit ihren schmalen Fingern nach der Hand des Mannes, die schwer und wie leblos auf dem Polster lag.

„Martin", flüsterte sie, hauchte sie, „komm, laß uns wieder gut zueinander sein! Es lohnt doch nicht, sich gegenseitig um dieses Unsinns willen den Abend zu vergällen."

Jetzt, dachte sie, würde er ein bißchen brummen, gutmütig und doch auch dankbar, wie ein Bär. Er würde seine Hand, seine große, feste und zuverlässige Hand ganz eng um ihre zarten Finger schließen, daß es fast ein bißchen weh tat und doch so angenehm war, so beruhigend, sein Gesicht eben noch so ablehnend, so herbe und verschlossen, würde sich in einem breiten Lächeln auseinanderfalten, und dann wäre alles wieder in Ordnung.

Aber es geschah nichts von dem, was sie erwartet hatte. Der Mann an ihrer Seite brummte nicht, wie Bären das tun, er lächelte auch nicht, und seine Hand antwortete nicht auf die heimliche Liebkosung der Frau.

„Martin", bat sie zum zweiten Male und nun schon dringlicher. „Sei doch nichts so starrsinnig! Du siehst ja, daß ich bereit bin nachzugeben — mehr kannst du doch nicht erwarten, nun sei doch wieder nett!"

Keine Antwort, kein Lächeln, kein Händedruck.

Sie starrte ihn an, aufgeregt, verwirrt. Er sah so... so seltsam aus, als ginge das alles ihn gar nichts mehr an.

Plötzlich fiel ihr eine Angst, eine große, furchtbare Angst kalt und drosselnd auf die Seele. Er . . . er war ja tot?

„Martin!" schrie sie. Und noch einmal: „Martin!"

Im selben Augenblick kam der Wagen, sanft, ohne Ruck, zum Stehen. Der Fahrer sprang heraus, öffnete mit gewohnter Bewegung den Schlag. Er sah in ein verzerrtes, bebendes Antlitz, aus dessen schreckhaft aufgerissenen Augen große schwere Tränen über die Wangen rollten.

„Er ist . . ." flüsterte die Frau, da sie neben ihm stand, „er ist . . ."

Sie mußte schlucken, sie konnte das furchtbare Wort nicht aussprechen. Sie zitterte sehr, und der Fahrer mußte die Taumelnde halten.

Da kam ein tiefes, tiefes Seufzen aus dem Wageninnern. Die dunkle, massige Gestalt da drinnen regte sich, kletterte mühsam und ein bißchen ungeschickt heraus.

Martin Gralath sah mit blinzelnden Augen in das Laternenlicht, das ihn blendete. Dann sah er auf seine Frau, und er merkte, daß sie geweint hatte.

„Komm!" sagte er sehr sanft und bot ihr seinen Arm. „Ich . . . ich glaube, ich habe geschlafen. Ganz fest, wie ein Toter. Ich war so furchtbar müde. Es war ein schwerer Tag heute für mich."

Als er annehmen durfte, daß der Fahrer sie nicht mehr hören könnte, setzte er leise, schuldbewußt hinzu: „Verzeihung, Liebste — habe ich dir so weh getan, vorhin? Das . . . das wollte ich nicht. Das wollte ich wirklich nicht."

Sie lächelte — sie konnte bereits lächeln. Sie lächelte wie ein Mensch, der nach schlimmer Krankheit zum ersten Male wieder die Sonne grüßt.

„Es ist alles gut", sagte sie. „Es ist alles wieder gut."

Wie rasch sie versöhnt ist, dachte er verwundert. Lachen und Tränen, das wohnt bei ihr ganz nahe beieinander. Wie bei einem Kinde.

Er verstand sie nicht. Viele Männer verstehen ihre Frauen nicht. Aber sie hatte gesagt, es sei alles wieder gut, und das — war ja wohl die Hauptsache!

Der falsche Brautschmuck der Kaiserin.

Von M. A. v. Lütgendorf.

In den fünfziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts stand in der Rofranogasse in Wien ein kleines altes Haus, an dem die ehrsamen Bürger immer mit scheelem Blick vorübergingen. Besonders dann, wenn in dem kleinen Fenster neben der Haustür wieder irgend ein sonderbares Ding lag, das aussah, wie ein seltenes Mineral, in Wirklichkeit aber, der Himmel weiß wie, entstanden sein mochte. Meister Josef Strasser, der Goldschmied, dem das Haus gehörte, saß tage- und nächtelang vor geheimnisvollen Schmelztiegeln und Retorten und wollte Gold machen und den Stein der Weisen finden.

Eines Tages aber fiel ein Schlag in des Meisters Leben. In einem Alt-Wiener Ballsaal kam es nämlich beim Mummenschanz zu einem überaus merkwürdigen Vorfall. Als man schon eifrig tanzte, traten plötzlich noch vier Masken ein: ein alter Türke und drei Türkinnen. Kaum waren die vier im Saal, als sich auch schon alles in höchster Aufregung um sie drängte, denn so etwas von Juwelenpracht hatte noch niemand gesehen. Der alte Türke und seine drei Frauen waren übersät mit den herrlichsten Edelsteinen! Von Gürteln blitzten prachtvolle Diamanten, Ketten strahlten bunte Lichter aus und funkelten in unerhört schönem Farbenspiel. Wer mochte der Alte sein, der solche Reichtümer zur Schau tragen konnte?

Bald wußte man es. Denn auf einmal zwängte sich ein Offizier durch die erregte Menge und erklärte den alten Mann für verhaftet. Er müsse sich ausweisen, wer er wäre und auf welche Weise er zu den Juwelen gekommen sei. Sogleich demaskierten sich die vier Verdächtigten. Im selben Augenblick aber schrien die Umstehenden auch schon hell auf: die juwelenfunkelnden Masken waren ja niemand anderer als Meister Strasser, seine Frau und seine beiden Töchter! Strasser, der in einem baufälligen Hause wohnte und der nichts verdiente, weil er immer nur vor seinen Schmelztiegeln saß und seine Zeit an seine geheimnisvollen Teufelskünste verschwendete! Allein er blieb trotz der empörten Rufe, die ihn umgellten, ruhig und gelassen, und erklärte, die Edelsteine seien keineswegs echt, sondern Glasflüsse, die er gleich den echten Steinen zugeschliffen habe. Wert hätten sie so gut wie keinen.

Seine Verteidigung war jedoch ein glatter Mißerfolg. Der Offizier schnarrte ihn an, er müsse ihm sofort auf die Wache folgen. Und eine halbe Stunde später saß der Meister im Gefängnis.

Nun befand sich Strasser in einer betrüblichen Lage. Daß er so köstliche Steine nur mit ein paar chemischen Hilfsmitteln herstellen könne, glaubte ihm keiner. Erschwert wurde seine Lage auch noch dadurch, daß er und die Seinen sich gegen eine kaiserliche Vorschrift vergangen hatten, die damals nur der Hofgesellschaft das Tragen kostbarer Schmuckstücke gestattete; der Bürger mußte den Schmuck tragen, der seinem Stand angemessen war. Kurzum, der ganze Fall lag so ungewöhnlich, daß sich die Behörde schließlich selber nicht mehr zurechtfand. Inzwischen aber saß Strasser in qualvoller Ungewißheit im Gefängnis, zermürbt durch Sorgen, weil er die Bedeutung der Anklage erst jetzt erkannte. Immer wieder flehte er, man möge ihm doch erlauben, neue Glasflüsse herzustellen, um die Wahrheit seiner Aussagen beweisen zu können. Aber die Behörde wollte mit seinen unheimlichen Künsten nichts zu tun haben.

Da erhielt er ganz unerwartet den Befehl, vor den Augen der Behörde und im Gefängnis seine Steine herzustellen. Von nun an blieben Tag und Nacht wachthabende Beamte bei ihm, die jede seiner Bewegungen verfolgten. Mit sicherer Hand mischte er vor ihren Augen seine Glasflüsse, brachte sie zum Schmelzen, dann zum Erkalten, und als er sie endlich noch in schöne kristallische Formen geschliffen hatte, da waren die sonderbaren Glasklumpen wirklich zu prachtvollen Brillanten geworden und zeigten infolge des Bleigehaltes der Glasmasse ein Farbenspiel, wie man es bisher nur an den schönsten echten Steinen kannte.

Daraufhin wurde der Meister freigelassen. Kaum aus der Haft zurück, erhielt er aber wieder einen Befehl, der ihn anfangs jäh erschreckte: er sollte unverzüglich seine Steine der Kaiserin vorlegen. Abermals fürchtete der gehetzte Mann Unheil, doch erwies sich seine Sorge bald als unbegründet. Maria Theresia war zuerst selber verblüfft beim Anblick der glitzernden Pracht, dann aber fand die weltkluge Frau schnell das beste Mittel, um Strassers Erfindung zu verwerten. Sie spendete eine ansehnliche Summe, damit er seine Versuche in größerem Maßstab fortsetzen könne, und gab ihm den Rat, seine Steine vor allem in den Auslandshandel zu bringen. Zum Schluß bestellte sie lächelnd eine möglichst genaue Nachahmung des ihr seinerzeit vom Kaiser geschenkten Brautschmuckes. Diese Arbeit fiel so schön aus, daß die Kaiserin bisweilen sogar den „falschen Schmuck" trug.

Nun galt es aber das Glück festzuhalten, und Meister Strasser packte schnell zu, sandte seine Steine zuerst einmal nach Frankreich und erhielt für jede Sendung ein schönes Stück Geld. Als „Pierres de Straß" gingen die Steine schließlich in die ganze Welt hinaus, und heute noch glitzern die „Straß" auf allen erdenklichen reizvollen Modeneuheiten, wenn auch kein Mensch mehr an ihren Erfinder, den einst so berühmten „Edelsteinkönig" von Wien, denkt.



Mosaik-Aufgabe.

(Zum Muttertag.)



Obige zehn Mosaiktäfelchen sind miteinander textlich verbunden. Nur sind die Mosaiksteine in eine andere Reihenfolge zu bringen, will man die Lösung (einen Ausspruch von Otto Bromber) herausfinden. Der Anfang ist durch großen Anfangsbuchstaben erkenntlich gemacht.

*

Scherz-Rätsel.

L aaaa aaaa U B

Auflösung des Kreuzwort-Rätsels aus Nr. 98.

Waagerecht: 1. Portugal. — 8. Ibis. — 9. Art. — 11. Tangente. — 16. Oberst. — 17. le. — 18. As. — 19. Inn. — 21. en. — 22. Nemesis. — 24. Ente. — 25. Lee. — 27. Stein. 30. Rm. — 32. Ara. — 33. Baal. — 35. Aula. — 36. Mandarin.

Senkrecht: 1. Pistole. — 2. Ob. — 3. Rinne. — 4. Ts. — 5. Ga. — 6. Arzt. — 7. Lt. — 10. Messe. — 12. Abend. — 13. Grande. — 14. N. T. — 15. einst. — 19. Jenaer. — 20. nie. — 23. me. — 25. Turban. — 26. es. — 28. Talar. — 29. Ja. — 31. Maud. — 34. Ala.

*

Wörter-Rätsel:

A r m i n
S t a u b
S t i e r
A c k e r
T r a u m
B r e i s
F o f e r
K l e i d
W a r t e
= **Maikaefer.**

Verantwortlicher Redakteur Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.